

Briefe von Werner Zemp

Autor(en): **Zemp, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **46 (1966-1967)**

Heft 2

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161863>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

im Lebendigen sich zu inkarnieren. Der Zweifel, ob sie nicht einem toten Gott dienen, der seine Diener schon längst preisgegeben hat, indes die Welt zur grauenvollen Widerwelt geworden ist. Der Zweifel dieses Dichters schließlich, den Pallas doch berufen hat, an der Form.

Nur mit Anstrengung behauptet sich der Vers — wie herrlich leicht fügten sich ihm zuvor die Dinge! — gegen den Andrang und Widerstand einer feindlichen Welt. Die schweren einsilbigen Senkungen — «winkt uns kein Fußbreit, der nicht krankt und wankt» —, die rauhen Gutturale, die gestopften Kurzformen «harrn», «schrein»: ein «Verquältes und Verstocktes» bedroht den Gang der Verse wie das Sturmgebrüll die Arche, die in den Fugen ächzt. Aber sie zerbricht nicht.

Denn «heut noch glaubt» der Dichter, will er glauben. Der Zweifel aber wird ihn zeitlebens nie endgültig verlassen.

Briefe von Werner Zemp

An Emil Staiger

Zürich, den 7. November 1928.

... Ich stecke wieder mitten in der Arbeit, ohne Ruh «bei Tag und Nacht». Doch geht es mir vorläufig immer noch recht gut — wenigstens innerlich. Letzthin hatte ich allerdings einen sonderbaren Mahn-Traum: Ich trat nachts, einen kleinen Vogel in der Hand, den ich irgendwo gefunden hatte, in unser Haus ein. Ich tappte im Gang herum, ohne Licht zu finden, immerfort befürchtend, ich tue dem Vogel, der mit einer seltsam durchdringenden Stimme schrie und schrie, ein Leid an. Schließlich stolperte ich denn auch und der Vogel entglitt meiner Hand, irgendwo ins Dunkel hinein. In furchtbarer Angst, ich möchte ihn zertreten, tastete ich hin und her; immerfort hörte ich seine Stimme nun ganz nah, so daß ich mich freudig bückte, dann wieder in weiter Ferne. Schließlich stieß ich, ohne es zu wollen, die Eßzimmertüre auf, wo meine Schwester bei hellem Licht, wie sonst, den Tisch deckte. Das silberne Klingeln der Gabeln und Messer tönte fast genau gleich wie die Stimme des Vogels. Zornig trat ich zu meiner Schwester und bat sie, einzu-

halten, da ich sonst den Vogel nicht mehr höre. Doch sie blieb ganz gleichgültig und stumpf. Da schlug ich ihr, plötzlich in furchtbarer Wut, die Geräte aus der Hand, und wir lauschten starr in die jäh entstandene Totenstille hinein. Doch der Vogel war nicht mehr zu hören; dafür drang das ganze Zimmer in unangenehmer Traumüberdeutlichkeit auf mich ein. Die Schwester lächelte höhnisch und hantierte weiter, und da war auch der Vogel wieder da und flehte und mahnte leise aus dem Geklirr, bis ich meine Schwester wieder zur Ruhe brachte. Diese Szene wiederholte sich unzähligemale und wurde schließlich so beklemmend, daß ich erwachte mit einem so stechenden Gefühl von Hilflosigkeit und Jammer, wie ich es noch selten empfunden habe. Warum ich Dir diesen Traum erzähle, weiß ich eigentlich nicht. Vielleicht gehört er auch in jenen Holzschnitt...

Werner Z.

An Ernst Altberr

Zürich, den 4. Februar 1931.

Mein Lieber!

Empfange meinen herzlichsten Dank für Deinen lieben schönen Brief, den ich schon längst beantwortet hätte, wenn nicht allerlei dazwischen gekommen wäre: Erstens das Warten auf die Schoeck-Aufführung und zweitens eine kleine Grippe, die es mir unmöglich machte, Dir über meine Eindrücke früher zu berichten.

Umso ausgiebiger habe ich in der Zwischenzeit an Dich gedacht; viel Schönes, das ich durch Dich empfang, fiel mir ein und jene Zeit, da wir uns fast jeden Tag sahen und Du mir einmal, als ich ebenfalls die Grippe hatte, Nelken schicktest, ward wiederum geisterhaft lebendig.

Der «Fischer» hat meine höchsten Erwartungen übertroffen. Das ist eine ganz geheimnisvolle «Essenz» — tausend Blumenblättern entpreßt.

Von jeher hatte ich eine besondere Vorliebe für solche äußerlich schlanke, innerlich aber grenzenlose und furchtbar intensive «Wunder»; meine Liebe zu Mörike, zu Goethes «Märchen», zu Kleists «Guiscard» und «Amphytryon» ist ähnlicher Natur. Angesichts des «Don Ranudo» — der in Zürich den Abend «füllte» — begreift man erst, was die Fischer-«*Kantate*» (so nennst Du in Deinem Brief das Werk mit Recht) innerhalb des Gesamtchaffens unseres Komponisten bedeutet!

Welch ein entsagungsvoller Weg von der wunderbar blühenden «Oper» «alten» oder doch wenigstens vertrauten Stiles zu diesem seltsamen, in jedem Sinne «ausgefallenen» Gebilde, das auf den ersten Blick fast wie eine Abstraktion anmutet! Doch diesen Weg muß vielleicht jeder Künstler unserer Zeit, ob er will oder nicht, gehen; und je besser er hat «musizieren» können in den alten überlieferten Formen, desto schwerer wird es ihm fallen, das «Morsche aus dem Munde zu speien».

Vielleicht ist es kein Zufall, daß Schoeck an der «Penthesilea» sich hat versuchen müssen, eh ihm dies wunderbar gerundete, kosmischen Ängsten und Beseligungen entsprungene «Kleinod» in die Hände fiel.

Denn hier verspürt man keinen Hauch mehr von jener billigen Märchen-Romantik Klooseschen Gepräges, hier weht jener kalte Sternenwind, der den Arglosen das Dach vom Haupte hebt, erklingt die Stimme des Komturs, die Mörike im «Mozart», wohl am ganzen Leibe zitternd, mit Worten einzufangen versuchte: «Wie von entlegenen Sternkreisen fallen die Töne aus silbernen Posaunen, eiskalt, Mark und Seele durchschneidend, herunter durch die blaue Nacht.»

Das Gewaltigste aber ist die Geschlossenheit dieser Musik, die nie zerreißt, noch, was nahe läge, auf dem Höhepunkt auseinanderbricht, sondern, im Gegenteil, *gerade jetzt* im Wunderbau einer Fuge sich in sich selber verschließt.

Wenn ich mich auf etwas Ähnliches zu besinnen suche, will mir nichts einfallen als Kleists «Amphitryon».

— Ich kann mir denken, daß gerade auf *Dich* dieses Werk einen ans Zaubrerhafte grenzenden Eindruck hat machen müssen; denn hier ist alles «Fleisch geworden», was Du auf dem Wege der Philosophie schon seit Jahren verfolgst.

Staiger meinte denn auch nach der Aufführung lächelnd, das Werk mute ihn «irgendwie Heideggerisch» an — und ich verstand «irgendwie», was er damit sagen wollte. Doch genug! . . .

Im Allgemeinen läßt sich das neue Jahr recht nett an; etwas mehr «Kontinuierlichkeit» möchte ich mir schon wünschen; denn immer wieder kommen Tage, wo ich den «Rappel» habe und plötzlich alles, vom «Sinn» entleert, vor mir liegt, so daß ich nichts Gescheiteres weiß, als die Bude abzuschließen und ein wenig Schlittschuh zu laufen — im Dolder, was, seit ich solche zu Weihnachten, zierlichst als siamesische Zwillinge zusammenmontiert, in modernster Ausführung, zum Geschenk bekommen, zu meinen Lieblingsdivertissements gehört! —

Mit nochmaligem Dank für Deinen lieben Brief und den herzlichsten Grüßen

bin ich immer Dein Werner Zemp.

An Carl Helbling

Zürich 7, den 16. Juni 1937
Freudenbergstraße 20

Mein lieber Helbling!

Wie traurig, daß die Nachricht von meinem am letzten Samstag nun endlich «magna cum laude» überstandenen Doktorexamen Dich in so dunklen Tagen erreichen muß! Ich habe all die Zeit über viel an Dich gedacht und an den schweren Schlag, der Euch alle getroffen, aber ganz innig und fest besonders am letzten Montag, den ich ursprünglich als Lützelauer-Badetag vorgesehen hatte. Das Wetter wurde dann aber schlecht, und so blieb ich in Rapperswil. Und da sah ich denn alles wieder: das Städtlein, schwer und trüb im Regenglicht, das Klösterlein in der Tiefe und die grell gleißenden Seebreiten links und rechts, aber als ich zu den weißgetupften Hirschen kam, brach das Gewitter los, in tosenden Strömen, und bald war die Sicht rundum ausgelöscht, das Dächergewirr versunken, und da weit und breit kein trockener Schlupf, blieb einzig die Kirche. Hier im Halbdunkel, in den zu engen Bankreihen, wars schön, uralt-katholisch, und das sichere ewige Licht vorn beim Altar fast wie ein Trost, indes draußen Schlag auf Schlag fiel, daß die Scheiben klirrten.

Mehr als eine Stunde blieb ich so eingeschlossen, vieles bedenkend und gegeneinander auswägend; mein Examen, darüber ich mich anfänglich kindisch gefreut, kam mir plötzlich gespenstisch-gleichgültig vor; dafür stiegen eine Menge Erinnerungen herauf, mir fiel ein, wie Du mich gemahnt, alles doch ja gut zu machen — schon meinem Vater zulieb, der so lange Geduld mit mir gehabt, und für Augenblicke glaubte ich blitzartig ermessen zu können, was Du selber verloren. Später ließ ich mir das Rathaus zeigen, da sah ich denn im Sitzungssaal, wo das Rapperswiler Schatzkästlein hinter feuerfesten Türen aufbewahrt wird, plötzlich Euren Halbmond in einer Scheibe flammen, und als ich mich darnach erkundigte, zeigte mir die Frau auch ein Bild eines Deiner Ur-urahren, das, glaub' ich, Diogg gemalt hat, und darin ich eine gewisse Ähnlichkeit mit Dir glaubte entdecken zu können.

Aber was will ich Dir noch weiter von Rapperswil erzählen und womit Dich zu trösten versuchen, nun Du vor einer für immer verschlossenen Türe stehst und Dich künftig nie wieder wirst freuen dürfen über die Freude Deines Vaters an Dir. Ich kann mich noch gut erinnern, wie Du beschriebst, wie schön es sei, in den Augen des eigenen Vaters etwas zu «gelten» — nun muß Du Dich damit trösten, dies Schöne wenigstens solange wie möglich erlebt und verdient zu haben! Nicht jeder Sohn kann das.

Nimm, lieber Helbling, noch einmal die Versicherung meiner herzlichsten Teilnahme

für und für Dein Werner Zemp.

An Ernst Altherr

Zürich, den 3. November 1938

Mein lieber Altherr,

Soeben bin ich von Luzern heimgekehrt, wo ich über Allerheiligen-Allerseelen am Grab meiner Mutter sein konnte, und nun sitze ich wieder im Schein meiner kleinen Schreibtischlampe vor meinen Büchern und Papieren und finde es schön, wieder einmal mit Dir ein wenig in die Ferne plaudern zu können. Denn ich habe in den letzten Tagen oft an Dich gedacht und dabei wieder gewußt, wie schön es ist, Freunde zu haben, mit denen man geistig zusammenhängt — denn, ach, von der lieben, auf ihre Art wohlmeinenden Verwandtschaft, entfernt man sich im Lauf der Jahre immer mehr — sie begreifen nicht, wie man seine Zeit für Phantome hingeben kann und daß einem die «Ballade des äußeren Lebens» nicht wichtiger und begehrenswerter erscheint. So verlebte ich in jeder Hinsicht recht traurige Tage — eine Tante war sogar so wohlmeinend, mir wie einem «Schlucker» ein Almosen zuzustecken usf. usf.

Jetzt natürlich, wieder in meiner Geisterzelle, muß ich lachen, daß mir all diese negativen Seiten der «Verwandtschaft» soviel Eindruck gemacht, aber ich werde doch nachdenklich angesichts der Tatsache meiner totalen «Entfremdung» vom «Bürgerlichen». Eigentlich «auskommen» tat ich nur mit einem kleinen Kätzlein und einem ebenso winzigen Hündlein im Haus meiner Schwester — schon die Kinder merkten offenbar, daß mit dem «Onkel Werner» etwas nicht stimmt. Was soll man da machen? Zurück ins verlorene Paradies, wenn es eines ist, des Bürgertums führt kein Weg mehr, bleibt also nichts übrig, als noch entschlossener zu sich selber zu stehen und die Dinge heilig zu halten, die es einem sind. Unter diesem Aspekt werden auch berufliche Enttäuschungen und dergleichen unwesentlich. — Ich bereite gegenwärtig einen kleinen Aufsatz über Stéphane Mallarmé vor (anlässlich des sehr interessanten Buches von Kurt Wais (Beck 1938)) — da ist sehr schön gezeigt (im Buch nämlich, der Aufsatz ist noch nicht geboren!), wie ein solches dem Erlesenen geweihtes Leben Hand in Hand mit äußerster äußerer Anspruchslosigkeit gehen kann, ohne daß dabei mit «Würde» und «Weihe» im Sinne Georges ein Wesens gemacht wird. Mallarmé war Englischlehrer in einem Institut, anfangs in der Provence (Avignon), später in Paris, die Schüler quälten ihn furchtbar, und Verse wie: «Je suis hanté. L'azur! l'azur! l'azur! l'azur.» — prangten nur zu oft an der Wandtafel des Klassenzimmers. Aber Mallarmé lächelte nur und gab ruhig seine Stunde. Abends saß er dafür mit Manet, Whistler und Degas zusammen. — Natürlich ist man kein Mallarmé,

aber man treibt doch Dinge, die die «*opinion publique*» ebenso unnütz, erfolglos und lächerlich findet wie seinerzeit Mallarmés Verse — und sollte dementsprechend mit ähnlich lächelnder Anmut über das «*on dit*» der Leute sich hinwegsetzen lernen! Man würde viel freier dadurch und statt sich unnütz zu martern, gewönne man Zeit, allerhand Schönes im Stillen zu schaffen. So finde ich es z. B. schade, wenn Du nie mehr etwas schreiben willst. Trakl! die in englischen Gedichten zwitschernden Schwalben! usf! usf!

So, dies wollte ich Dir eigentlich schreiben als Antwort auf Deinen letzten lieben Brief, dem ich so gut nachfühle, da ich einen ähnlichen Sommer hinter mir habe und einen, äußerlich betrachtet, sehr fragwürdigen und einsamen Winter vor mir. Mein Vater ist natürlich mit meiner wenig einträglichen Übersetzer-Tätigkeit durchaus nicht zufrieden, und wie die «*Verwandtschaft*» die Nasen rümpft, habe ich bereits angedeutet. Wie gut, zu denken, daß es Freunde gibt, die einen verstehen! Doch ich will schließen, lieber Altherr, und Dir bald wieder einmal schreiben — ich weiß, wie viel Du Dir aufgeladen hast und deute ein allfälliges Stillschweigen Deinerseits nie falsch!

Herzlichst Dein Werner Zemp.

Augustins Begründung der «inneren Zeit»

JEAN PIERRE SCHOBINGER

Bekanntlich hat Augustin entscheidend dazu beigetragen, das Phänomen der Zeit als ein solches des menschlichen Bewußtseins zu verstehen, so daß seine Analyse der Zeit im XI. Buch der um 397 entstandenen *Confessiones* in der Folge das Fragen nach dem Wesen der Zeit weitgehend bestimmt hat. Dementsprechend fehlt es auch nicht an Studien über Augustins Zeitspekulation¹, deren unterschiedlicher Ansatz und zeitbedingte Problemstellung — als Merkmale exegetischen Bemühens — zu einer immer neuen, textnahen Besinnung auffordern. Eine solche soll im folgenden mit der besonderen Absicht unternommen werden, nachzuweisen, daß die in den *Confessiones*